

(Annette Vowinckel). Hatte die Erstausgabe auf das Begriffspaar Gegenreformation und Barock nicht verzichten mögen (oder dürfen), diese gleichwohl unter die geschichtsphilosophische Kautele einer Zeitalterkonstruktion stellend, so wird nun die fächerübergreifend akzeptierte ›Frühe Neuzeit‹ gewählt. Weniger anschlussfreudig zeigt sich Hecht allerdings, wenn er das Interpretament der Konfessionalisierung praktisch ausspart. Vertritt dieses bereits eine spezifische Gewichtung im Blick auf die Vormoderne, wird es von Hecht wohl zu stark auf seinen vergleichenden und darin als einebnend verstandenen Ansatz reduziert (11). Die Exkurse der Arbeit zum katholischen Gebrauch des angeblich genuin lutherischen ›Gesetz und Gnade‹-Bildes (299–302), v. a. aber die Zurückweisung eines Propaganda-Effekts (bes. 280) verfestigen so die von Hecht andernorts betonte Unvereinbarkeit von ›katholisch‹ und ›Konfessionalisierung‹ (vgl. dessen Besprechung von LUISE LEINWEBER: Bologna nach dem Tridentinum. Private Stiftungen und Kunstaufträge im Kontext der katholischen Konfessionalisierung. Hildesheim 2000. In: Kunstform 2 [2001], Nr. 2: <http://www.arthistoricum.net/kunstform/rezension/ausgabe/2001/2/5614>; eingesehen am 13.6.2013). Der Vorwurf, politisch orientiert zu sein und zum eigentlichen Glaubenskern der Konfessionen daher nicht vordringen zu können, wie er dem kulturanthropologisch-religionswissenschaftlich orientierten Konfessionalisierungsparadigma verschiedentlich von einem theologischen Standpunkt her vorgehalten wurde, mag diese methodische Vorentscheidung bestimmt haben. Gleichwohl bleiben die selbstkritischen Modifikationen des Konfessionalisierungskonzepts damit ebenso ungenutzt wie dessen ästhetisch-visuelle Akzentuierung seitens verschiedener kunsthistorischer Beiträge der letzten Jahre. Hechts Hinweise auf mediale Differenzierung und institutionelle Disziplinierung in ihrem Verhältnis von Voraussetzung und Effekt identitätskonkreter Traditionsbildung reagieren daher weder auf Jens Baumgartens von der ›Politischen Ikonographie‹ her entwickelte These einer korporativen Disziplinierung vermittelt Inszenierung (JENS BAUMGARTEN: Konfession, Bild und Macht. Visualisierung als katholisches Herrschafts- und Disziplinierungskonzept in Rom und im habsburgischen Schlesien [1560–1740]. Hamburg/München 2004, bes. 210), noch werden die Überlegungen John W. O'Malleys zu einem »Early Modern Catholicism« wirklich substantiell aufgegriffen (vgl. indes CHRISTOPH JOBST, in: Journal für Kunstgeschichte 6, 2002, 215–219). Die von Hecht herausgearbeitete, dialektisch notierte Dynamik innovativer Traditionsbildung steht so etwas unverbunden neben der kulturgeschichtlichen Diskussion einer nur an ihren symbolischen Ausformungen beschreibbaren konfessionellen Identität. Zwar resultiert dies nachvollziehbar aus der bereits in der Reformationszeit selbst, also vor den entstehenden Konfessionen ansetzenden Textauswahl. Allerdings kann dadurch der Befund einer Vielfalt der Stile als Symptom katholischer Bildtheologie jene ikonologische Dimension nicht aktualisieren, wie sie die in ihrer Argumentation gewiss überholte Debatte um den Stil der Gegenreformation dereinst anstrebte.

Dieser eher das Forschungsdesign der Arbeit, nicht ihren Gehalt betreffende Einwand schmälert aber keineswegs den nun noch tiefer und weitflächiger fundamentierten Stellenwert des Buches als Basiswerk zum Thema, das mit hohem Orientierungsgewinn zu konsultieren ist.

*Thomas Packeiser*

SABINE KOLOCH: Kommunikation, Macht, Bildung. Frauen im Kulturprozess der Frühen Neuzeit. Berlin: Akademie Verlag 2011. VI, 490 S. m. Abb. ISBN 978-3-05-005183-3. Geb. € 99,80

Die anzuzeigende Dissertation der Germanistin Sabine Koloch von der Freien Universität Berlin geht der Frage nach der Relation von Frauen, Kommunikation und Macht in

der Frühen Neuzeit auf der Grundlage von verhaltensmodellierender Gebrauchsliteratur nach. Darunter versteht die Autorin Texte, die das »Umgangsverhalten während geselliger Anlässe« thematisieren (2). Ihre Studie siedelt die Autorin zwischen Biographistik und Gesellschaftsanalyse an; zu diesem Zweck hat sie eine beeindruckende Anzahl von Verhaltensliteratur für das weibliche Geschlecht nicht nur gesichtet, sondern teilweise auch neu erschlossen. Zusätzlich zieht Koloch archivalische Quellen und Druckschriften für ihre Untersuchung heran. Die Arbeit von Koloch ist ambitioniert, denn sie liest diese Texte nicht nur als eine Form der Wissenstradierung und Verhaltensmodellierung, sondern will auf ihrer Grundlage die Handlungsspielräume von Frauen in der Frühen Neuzeit ausloten – als Produzentinnen von Texten, als Verlegerinnen und als Rezipientinnen, um zu beurteilen, welchen Einfluss sie auf die Etablierung von normierenden Verhaltensstandards ausübten. Zu diesem Zweck betrachtet die Vf.in in sechs Kapiteln die Bildungsangebote des Buchmarktes, die zeitgenössischen Positionen zum Thema der Frauenbildung, sodann Frauen als Verfasserinnen von frühen Anstandsbüchern, die kommunikativen Strategien von Männern im Bereich der an Frauen adressierten Anstandspublizistik, die kommunikativen Kompetenzen von Frauen sowie, abschließend, die »Bildungsmacht« (356) von Frauen in Institutionen wie Damenorden und Akademien.

Koloch hat in ihrer Studie eine bislang nur wenig erforschte Quellengattung – die Anstandsliteratur für das weibliche Geschlecht – zur Grundlage ihrer Analyse erhoben. Dabei gelingen ihr durchaus einige interessante Beobachtungen und Neujustierungen, wie etwa zur bislang unbekanntem Druckgeschichte einzelner Werke oder aber zur Vernetzung der Bildungsinstitutionen für Frauen. Dennoch handelt es sich bei der vorliegenden Untersuchung um keine homogene Studie, denn einer ambitionierten Einleitung folgt ein überwiegend beschreibend verfahrenender Text, der den Untersuchungsgegenstand – die Anstandsliteratur – zwar vorstellt, nicht aber analytisch durchdringt. Kolochs Buch liest sich stellenweise wie ein materialreiches Kompendium, indem zwar neue Erkenntnisse mit Blick auf Detailfragen gewonnen werden können, nicht aber übergeordnete und erkenntnisleitende Fragen wie die nach Handlungsoptionen von Frauen überzeugend beantwortet werden. Dies liegt zum Teil auch daran, dass die analytischen Begriffe – Macht und Kommunikation – bereits in der Einleitung auf methodisch und theoretisch schwachen Füßen stehen und zudem in der gesamten Studie nicht zur Anwendung gebracht werden. Die historischen Arbeiten zu Foucaults Machtbegriff findet man weder im Literaturverzeichnis, noch werden sie einleitend mit Blick auf die Fragestellung der Arbeit diskutiert. Gleiches lässt sich über die überbordende Forschungsliteratur zur Kommunikation in der Frühen Neuzeit sagen. Auch versäumt es die Autorin, »Kommunikation« geschlechtsspezifisch zu fassen und als analytisches Konzept für ihre Untersuchung zu entwickeln und zu operationalisieren. Die Frage, was sich hinter den im Untertitel genannten »Kulturprozessen in der Frühen Neuzeit« verbirgt, wird einleitend gar nicht erst gestellt und auch in dem empirisch arbeitenden Teil nicht erörtert. Zudem ist die Methode der Vf.in, die »Faktorenanalyse« (3), nicht nachvollziehbar, da sie einleitend kaum erklärt wird.

Aufgrund der genannten Defizite fällt das Fazit insgesamt nüchtern aus: Es ist eine ambitionierte Studie mit deutlichen analytischen Schwächen, die sich darin zeigen, dass die Verfasserin ihr Material nicht souverän beherrscht und im empirischen Teil kaum erkenntnisleitende Fragen an ihr durchaus interessantes Quellenmaterial formuliert. Das ist insofern bedauerlich, da sich Koloch einleitend ja durchaus vorgenommen hatte, den Anteil, den Frauen am frühneuzeitlichen Buchmarkt hatten, bemessen zu wollen, um daraus deren Einfluss auf gesellschaftsnormierende Faktoren – wie Verhaltensregeln und Bildungsstandards – deduzieren zu können. Doch diese Fragen kann die Autorin auch am

Ende ihrer Untersuchung nicht überzeugend beantworten. Koloch hat damit durch ihre Publikation zwar auf ein wichtiges Forschungsfeld aufmerksam gemacht, das letzte Wort in dieser Sache werden allerdings andere haben.

*Daniela Hacke*

KONRAD KRIMM, DOROTHEE MUSSGNUG, THEODOR STROHM (HRSG.): *Armut und Fürsorge in der frühen Neuzeit (Oberrheinische Studien, Bd. 29)*. Ostfildern: Jan Thorbecke 2011. 300 S. ISBN 978-3-7995-7829-5. Geb. € 34,00.

Der vorliegende Sammelband vereint insgesamt 13 Beiträge zur Geschichte der städtischen, kirchlichen und individuellen (Armen-)Fürsorge am Oberrhein, aber auch Abhandlungen zur normativen Geschichte von Armut, die größtenteils bei einer 2008 im Alten Rathaus von Buchen gehaltenen Tagung zum Vortrag gelangten. Ausgehend von dem als Achsenzeit der Fürsorgediskussion verstandenen Beginn des 16. Jahrhunderts (Theodor Strohm, Heinrich Pompey, Dorothee Mussgnug) bis zur Aufklärung (Hans Ammerich, Sebastian Schmidt, Bernhard Schneider, Frank Konersmann) erstreckt sich das Themenspektrum der Längsschnittbeiträge, aber auch thematisch fokussierte Beiträge zur Fürsorge in Reichsstädten (Annemarie Kinzelbach), zur Geschichte der Pest (Kirsten R. Seelbach), zu Waisenhäusern (Frank Konersmann) und zu Leprosen (Elisabeth Clementz), zur Armutsbewältigung im Bereich der Reichsritterschaft im Bauland (Helmut Neumaier) und zu jüdischen Beerdigungsbruderschaften (Uri R. Kaufmann) fanden Eingang in den insgesamt weitgefächerten Band. Die Reformation, der Humanismus und deren spezifisches Modernisierungspotential in der Armutsdiskussion werden einleitend breiter ausgeleuchtet: Die Neuformulierung der sozialen Fragestellung (würdige / unwürdige Arme; starke / schwache Almosenbezieher), die Städte als Vorreiter der neuen Fürsorge (etwa Differenzierung der Spitäler, gemeine Kästen) und die Ausformulierung von Almosenordnungen, der Rückzug der Stifter im 16. Jahrhundert lassen ein breites Ausmaß an »policeylichen« Eingriffen erahnen, wenn auch die Rolle der Konfessionsspaltung für Armenfürsorge in der Forschung immer noch überbetont erscheint, wie schon Luther klagte. »Zuvor, da man dem Teufel diene, standen alle Beutel offen, im Papsttum war jedermann barmherzig und milde [...]. Jetzt, da man billig sollte milde sein, gerne geben und sich dankbar erzeigen gegen Gott für das heilige Evangelium, will jedermann verderben und Hungers sterben, niemand nichts geben, sondern nur erhalten« (67). Große Anschaulichkeit gewinnt das Thema durch die Fallstudien, wenn etwa elsässische Leprosenhäuser ab dem Spätmittelalter untersucht werden, die gleichermaßen der Isolierung der Kranken, aber auch deren Versorgung in einer bruderschaftlich organisierten neuen Gemeinschaft dienen. Die Kranken der Spitäler als fordernde Anspruchsberechtigte für Hilfe (und damit nicht als willenslose Opfer) treten dem Leser in den Reichsstädten vor Augen; die Armen verkörperten mit ihrem kümmerlich versorgten Sein umgekehrt aber auch die »gottgewollte« Ordnung des Stadtrates, der die multifunktionalen Spitaleinrichtungen minutiös überwachte. Am Beispiel von Ulrich Bräker (Susanne Hoffmann) wird das Oszillieren des »armen Mannes« (Bräker) zwischen Erziehungsgedanken und Arbeitsethik im Umgang mit Armut deutlich – der nahende Konkurs des Toggenburgers am Ende seines Lebens beförderte ihn dann direkt unter die Masse der Hilfesuchenden. Einen interessanten Blick in die Versorgungsstruktur der Juden offeriert ein Beitrag über die jüdischen Beerdigungsbruderschaften (mit dem Beginn der Prager Beerdigungsbruderschaft von 1564), die eine enge Verbindung von Thorastudium, Friedhofskultur und Armenversorgung deutlich machen.